

«Atalanta kostet viel und bringt nichts»

Peter Irminger, Professor für Seerecht in Bremen, spricht sich vehement gegen Militäreinsätze gegen Schiffspiraten aus. Die Schweiz soll dem kriegsgebeutelten Somalia vielmehr helfen, wieder ein Rechtsstaat zu werden.

Mit Peter Irminger* sprach
Jürg Auf der Maur

Herr Irminger, dänische Reeder schützen nun ihre Schiffe mit Stacheldraht gegen Piraten. Das sei günstiger und effizienter als ein Militäreinsatz. Was halten Sie davon?

Peter Irminger: Über den Einsatz von Stacheldraht gegen Piratenübergriffe hat man in den letzten Monaten viel geredet. Ich persönlich halte nicht viel davon. Aus meiner Sicht wären andere Mittel wirkungsvoller und besser.

Welche denn?

Die so genannte Zitadellentaktik ist viel besser. Hier haben Reeder dafür zu sorgen, dass es auf den Schiffen abschliessbare, befestigte Räume gibt, in die sich die Besatzung bei einem Piratenübergriff rechtzeitig zurückziehen kann. Wichtig ist, dass diese Räume mit guten Kommunikationsmitteln ausgerüstet sind. So kann die Besatzung rechtzeitig um Hilfe rufen, ihre Position bekannt geben – hat aber noch keinen direkten Kontakt zu den Piraten.

Das ist doch auch das Ziel des Stacheldrahtes.

Auch ein Stacheldraht kann nicht verhindern, dass ein Schiff gekapert wird. Solange aber die Besatzung noch keinen Kontakt mit den Piraten hat, kann man eher versuchen, mit militärischen Mitteln gegen die Angreifer vorzugehen. Sind das Schiff und die Besatzung einmal in der Hand der Piraten, ist eine Befreiung auch durch Spezialeinheiten praktisch unmöglich. Das haben die bisherigen Erfahrungen gezeigt.

Sie stehen also nicht hinter dem militärischen Atalanta-Einsatz der EU?

Ganz offen gesagt: Nein. Ich halte den Einsatz von militärischen Mitteln gegen die Piraterie vor Somalia für



Kritische Worte: Peter Irminger weist auf die Gefahren militärischer Einsätze gegen Piraten vor der Küste Somalias hin (hier eine türkische Einheit im Einsatz).



Bild Keystone

falsch. Die Erfahrungen haben ja auch gezeigt, dass selbst Schiffe in Begleitung von militärischen Konvois von Piraten überrascht und überfallen werden konnten.

Weshalb?

Die Piraten greifen mit schnellen, kleinen Holzbooten an. Diese sind auf dem Radar lange Zeit gar nicht sichtbar. Man sieht sie erst zwei, drei Meilen vorher, doch dann ist es bereits zu spät. Mit einem grossen, schwerfälligen Kriegsschiff kann man da nichts mehr machen. Auf diese Distanz ist ein Übergriff der Piraten auf ein Transportschiff nicht mehr zu verhindern.

Gibt es keine Alternativen?

Vorstellbar ist eine Befreiung durch Spezialeinheiten, die mittels Helikopter zu Hilfe kommen. Das geht aber nur, wenn dank der Zitadellentaktik Zeit gewonnen werden kann. Aber: Man darf bei der ganzen Problematik die Verhältnismässigkeit nicht ausser Acht lassen.

Das heisst?

Atalanta und die militärischen Einsätze verschlingen viel Geld. Die Wahrscheinlichkeit, dass Schiffe in die Hän-

de von Piraten fallen, ist aber sehr klein. Pro Tag sind in den gefährdeten Gewässern rund 3000 Schiffe unterwegs. Im letzten Jahr kam es zu etwas mehr als 200 Übergriffen.

Was ist zu tun?

Persönlich glaube ich einfach nicht, dass das Problem vor Somalia so schnell gelöst werden kann. Das Ge-

schäft ist zu lukrativ. Erfolgreich ist allenfalls der Weg, der in der Malakkastrasse beschriftet wird. Hier arbeiten die Anrainerstaaten Malaysia, Singapur und Indonesien gemeinsam an der Bekämpfung der Piraterie, indem sie ebenfalls mit schnellen, kleinen und gut bewaffneten Booten vorgehen. So gelang es, die Piraterie auf 20

Schweizer Pläne heftig kritisiert

Von Jürg Auf der Maur

Die Pläne des Bundesrates, 30 Soldaten im Rahmen der internationalen Mission Atalanta in den Kampf gegen Piraten vor der Küste Somalias zu schicken, kommt weiter unter Beschuss – und zwar aus berufenem Munde. Michel Diot, ehemaliger «Coordinateur maritime» beim Internationalen Roten Kreuz und ehemaliger Schiffschef mit persönlicher Erfahrung in der Piratenbekämpfung, lässt an den Plänen kein gutes Haar. In einem rund 30-seitigen Dossier, das er dieser Tage Parlamentariern zustellte, lehnt er den

Schweizer Armee-Einsatz rundum ab. Er vergleicht die Situation in Somalia mit dem Kosovo, wo sich die Schweiz für die Anerkennung und den Aufbau des kriegsgeschüttelten Staates einsetzte. Nicht zuletzt weist er auf die Gefahren hin, denen die Soldaten ausgesetzt sind. Die Piraten seien gut bewaffnet, selbst der Einsatz von Stinger-Raketen, also Boden-Luftwaffen, sei nicht auszuschliessen. Das Geschäft kommt im Nationalrat voraussichtlich am 15. September zur Sprache. SVP und Grüne sagen Nein, FDP und CVP mehrheitlich Ja, in der SP sind die Meinungen geteilt.

Prozent des früheren Umfangs zu reduzieren.

Und weiter?

Man muss Somalia als Land wieder stabilisieren. Es geht darum, dass mit dem Aufbau eines funktionierenden Polizeiapparats der Piraterie der Boden entzogen werden kann. Nur das wird eine Lösung bringen, ist aber nicht so schnell zu realisieren. Das Problem ist, dass jene Menschen, die heute in Somalia vom Alter her bestimmt wären, die Staatsgeschäfte zu betreiben, nie etwas anderes kannten als Anarchie. Das heisst, man muss langsam und Schritt um Schritt versuchen, in Somalia eine neue Gesellschaft heranzubilden. Das dauert mit Sicherheit mehr als zehn Jahre.

«Man muss Somalia wieder stabilisieren»

Was soll die Schweiz tun?

Es wäre weit sinnvoller, wenn die Schweiz sich mit ihrer humanitären Kompetenz am Wiederaufbau von Somalia beteiligt, statt militärische Sondereinheiten zu schicken. Dass es in Somalia keinen Rechtsstaat gibt, hilft den Piraten nämlich am meisten. So können sie sich jederzeit ins Hinterland zurückziehen und entgehen damit jeglicher Verfolgung.

Der Westen muss doch seine Schiffe schützen! Er muss sich doch gegen die Piraterie wehren und kann nicht einfach Jahrzehnte warten, bis sich die Situation in Somalia ändert.

Gegenwehr bringt nichts. Das zeigen verschiedene Beispiele. Der Sniper-Schuss der Amerikaner, der einen somalischen Piraten tötete, führte nur dazu, dass die Piraten beschlossen, künftig amerikanische Schiffe härter anzupacken. Seit die Franzosen mit Helikoptern die Piraten auch auf dem Land verfolgten, werden die Besatzungen getrennt. Ein Teil muss auf dem Schiff bleiben, ein Teil wird ins Hinterland verschleppt, damit die Piraten ein Pfand in der Hand haben, wenn das Schiff befreit werden sollte.

Das heisst?

Alle Atalanta-Einsätze führten bisher dazu, dass die Piraten noch aggressiver vorgehen. Es kommt zu einer Eskalation der Gewalt. Ich befürchte, dass sich die Situation weiter verschlimmern wird.

SP, FDP und CVP argumentieren mit Aussenministerin Micheline Calmy-Rey, die Schweiz könne nicht abseits stehen und müsse sich mit der Atalanta-Mission international solidarisch zeigen.

Ich würde es so sagen: Ich bin jederzeit dafür, wenn sich die Schweiz bei sinnvollen Aktionen international solidarisch zeigt. Bei der Atalanta-Mission ist das aber nicht der Fall. Sinnvoll wäre schon eher, wenn die Schweiz sich international dafür einsetzt, dass man über den Sinn und Zweck des Atalanta-Einsatzes nachdenkt. Das Projekt wurde ja innert kürzester Zeit, auf Grund von grossem öffentlichem Druck, auf die Beine gestellt. Über die langfristigen Auswirkungen hat man sich keine Gedanken gemacht. Atalanta kostet viel und bringt nichts. Ich könnte mir vorstellen, dass – vor allem wenn es zu einer Verlängerung des Mandats kommt – früher oder später auch der Steuerzahler aufgebeht. Hier könnte sich die Schweiz mit ihrer traditionell ruhigen und besonnenen Art ein- und ein Nachdenken in Gang bringen.

* Peter Irminger (45) ist Professor für Nautik an der Fachhochschule Bremen. Der gebürtige Schweizer fuhr mehrere Jahre zur See und besitzt das Kapitänspatent.

SONNTAGSKOLUMNE

Time-out statt Burn-out – vom guten Umgang mit der Zeit



Von Niklaus Brantschen

Zeit – jede Stunde hat 60 Minuten, doch wie verschieden erleben wir sie! Eine leidvoll durchwachte Nacht erscheint uns wie eine Ewigkeit. Dann wieder sind Stunden wie im Nu vorbei, etwa in der Nähe eines geliebten Menschen. Man liebt nicht mit dem Blick auf die Uhr. In einem Freundeskreis singen und erfahren wir vielleicht: Es sind erhaben über Raum und Zeit die Ritter der Gemütlichkeit. In solchen Stunden stehen wir über der Zeit, haben Zeit in Fülle. Für gewöhnlich aber haben wir zu wenig Zeit. Nicht wir haben Zeit, die Zeit hat uns und hält uns wie in einem Netz gefangen. Der Wecker rasset, das Frühstück kann warten, der Bus wartet nicht. Die Termine häufen sich, der Kalender

ist voll – und wir sind stolz darauf. Zeit verlieren oder gar verschwenden ist verpönt. Denn Zeit ist Geld.

Zeit ist Geld. Das Datum für diese unheilvolle Gleichsetzung ist bekannt: 1748 gab Benjamin Franklin einem jungen Geschäftsmann den Rat: Merke dir gut (remember), Zeit ist Geld (time is money). Der Faktor Zeit wurde zu einem kostbaren Rohstoff, mit dem sich wirtschaften lässt. Das Arbeitstempo wurde in der Folge mehr und mehr beschleunigt. Akkordarbeit ersetzte einen gesunden Arbeitsrhythmus. Karl Marx hat das vorläufige Ende dieser Entwicklung auf den Punkt gebracht, wenn er sagt, die Zeit sei alles, der Mensch sei nichts. Nicht zuletzt durch die gegenwärtige Finanz- und Wirtschaftskrise hat sich das Zeit-ist-Geld-Denken noch verstärkt.

Was ist Zeit, wenn sie mehr sein soll als Geld? Nun, alles, was wir tun, hat mit ihr zu tun, und wenn wir nichts tun, ist sie auch da. Denn sie lässt sich weder vertreiben noch totschiessen. Sie umgibt und durchdringt uns wie die Luft,

die wir atmen. Und doch ist sie uns fern. Sie ist überall, und sie ist nirgends. Sie lässt sich leicht messen, aber schwer begreifen. Was also ist Zeit, und wie können wir genug von ihr bekommen?

Zeit, die ich meine, ist weniger die gemessene als die mir zugemessene, weniger die eingeteilte als die mir zuteilte Zeit. Jeremias Gotthelf hat das gnadenhafte Moment der Zeit in seinem Kalender von 1842 treffend charakterisiert: «Der Mensch redet vom Leben diesseits und vom Leben jenseits, von Zeit und Ewigkeit, als ob Zeit und Ewigkeit verschieden wären in ihrem Wesen durch und durch. Doch was ist die Zeit anderes als die ewige Sonne Gottes, die ihre Strahlen sendet über alle Welten?» Zeit verstehen als zeitlichen Strahl der ewigen Sonne hat etwas Herzerwärmendes und Befreiendes an sich.

Zeit ist demnach mehr als eine chronometrisch bestimmbare Grösse. Sie ist mehr als der Chronos, der bekanntlich seine Kinder frisst, wie der Mythos weiss. Zeit ist auch und vor allem – und das

ist buchstäblich zu verstehen – eine Gegebenheit. Diesen Geschenkcharakter der Zeit nennen wir mit Recht Kairos. Es ist der erfüllte Augenblick, in dem wir, ganz in der Zeit stehend, frei von Hetze und Hast zu leben und wirken vermögen.

Time-out statt Burn-out ist angesagt. Ich kenne Menschen, die nehmen sich immer wieder ausdrücklich Zeit zum Innehalten, zur Besinnung. Ein paar Tage im Monat, ein paar Stunden in der Woche, ein paar Minuten jeden Tag. Und in diesen Stunden und Minuten stellen sie sich gleichsam ausserhalb der Zeit. Sie stehen über der Zeit und über dem Betrieb und überblicken von da her die Zeit und den Betrieb. Sie erfahren, dass Auszeiten gut investierte Zeiten sind, denn in ihnen bekommen sie die nötige Distanz. Sie haben immer Zeit, weil sie sich gelegentlich Zeit nehmen. Sie brennen für eine Sache, ohne auszubrennen.

Niklaus Brantschen, Jesuit und Zen-Meister, wohnt und wirkt im Lassalle-Haus Bad Schönbrunn in Edlibach (Zug).